

Wirtschaft und Kultur

em Boden stammt aus der Römerzeit und ist 1700 Jahre alt

wie die Könige verliehen ihnen Handelsprivilegien. Wirtschaftlich und kulturell brachten Juden das mittelalterliche Europa ungemein voran. Viele von ihnen arbeiteten im 11. Jahrhundert als Fernhändler und hatten Kontakte in den Orient.

Auch für die Entwicklung der Städte waren Juden Schrittmacher: Vieles von dem, was sie als Händler erwirtschafteten, blieb in den Stadtsäckeln hängen und machte diese zu wohlhabenden Orten. Das Judentum erlebte eine Blütezeit. In den Shum-Städten – so werden Speyer, Worms und Mainz nach ihren hebräischen Anfangsbuchstaben zusammengefasst – entstanden ab dem Jahr 1000 wichtige Gelehrtenschulen. Die Unesco entscheidet 2021 darüber, ob die drei Städte in die Welterbe-Liste aufgenommen werden.

Kreuzfahrer plünderten jüdische Gemeinden

Beim Beginn der Kreuzzüge wurden Juden in Deutschland ab 1096 erstmals Opfer flächendeckender, systematischer Gewalt. Fanatisierte Kreuzfahrer plünderten jüdische Gemeinden im Rheingebiet, ermordeten deren Mitglieder oder zwangen sie zur Taufe. Die Bischöfe versuchten zwar, die Juden ihrer Städte zu schützen. In Mainz kamen die Verfolgten im Bischofspalast unter, in Köln in Orten im Umland. Aber der Mob stürmte Burgen und Paläste.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Juden in den Städten stieg weiter, gleichzeitig aber auch die Missgunst christlicher Nachbarn. Gerüchte über angeblichen Hostienfrevler oder Ritualmorde machten ab dem 13. Jahrhundert die Runde. Nachdem es 200 Jahre lang relativ ruhig geblieben war, gab es nun wieder Pogrome. Richtig schlimm wurde die Gewalt

mit dem Ausbruch der Pest ab 1347. Juden sollten Brunnen vergiftet und so die Seuche ausgelöst haben.

Diesmal beteiligte sich auch die Obrigkeit an den Verfolgungen. „Das scheint eine Ventilfunktion gehabt zu haben“, ordnet die Judaistin Hollender ein. „Irgendjemand musste eben an der Pandemie schuld sein, und die Juden waren greifbar.“ Rund 300 der knapp 360 jüdischen Gemeinden in Deutschland erloschen damals.

Die Reformation brachte den Juden zunächst keine große Erleichterung, weil die Protestanten kaum toleranter als die Katholiken waren. Martin Luther war zunächst davon ausgegangen, dass seine Lehre so überzeugend war, dass alle Juden zu ihr konvertieren würden. Als das nicht eintrat, wetterte er gegen das Judentum und warnte die Obrigkeiten, dass sie den Zorn Gottes auf sich ziehen würden, wenn sie Juden in ihren Territorien duldeten.

Städte und Fürsten vertrieben während der Frühen Neuzeit die Juden zwar meist nicht, erließen aber Judenordnungen, die mit Einschränkungen verbunden waren. Die wichtigste Judenordnung war die preussische im Jahr 1750: Sie privilegierte einerseits die jüdische Oberschicht, indem sie sie unter Schutz stellte. Andere Juden erhielten Schutz gegen Bezahlung. Den Ärmsten blieb so wenig anderes übrig, als das Land zu verlassen und ihr Leben als Hausierer oder Bettler zu fristen.

Ein Emanzipationsschub kam Anfang des 19. Jahrhunderts von außen: Als Napoleon halb Europa eroberte, brachte er Juden auch volle Bürgerrechte. Aber nachdem er 1815 besiegt war, kassierten die Fürsten und Städte diese Rechte wieder zum Großteil ein. Erst mit der Gründung des Deutschen Reichs 1871 wurden Juden überall in Deutschland zu

vollständig gleichberechtigten Bürgern.

Zugleich wuchs der Antisemitismus. Deutschlands Wirtschaft industrialisierte sich schnell, das produzierte viele Verlierer unter Bauern und Arbeitern. Auf der Suche nach Schuldigen kam man schnell auf die Juden, die man mit Kapitalismus und Liberalismus identifizierte. Der Historiker Heinrich von Treitschke brachte das 1878 auf die Formel „Die Juden sind unser Unglück“.

Viele Juden verließen die DDR vor dem Mauerbau

Die Nationalsozialisten trieben ab 1933 den Antisemitismus auf die Spitze. Zunächst drängten sie Juden aus dem öffentlichen Leben: Sie boykottierten ihre Geschäfte, drängten sie aus den Universitäten oder verhängten Berufsverbote. Mit den Rassegesetzen 1935 nahmen sie ihnen bürgerliche Rechte. Mit den Novemberpogromen 1938 wurden die Nazis endgültig gewalttätig, als organisierte Mobs Synagogen und Geschäfte anzündeten. Im Zweiten Weltkrieg begann ab 1941 die Phase der Vernichtung im industriellen Tötungssystem der Konzentrationslager. Rund 160 000 deutsche Juden starben während der Schoah.

Nach dem Krieg lebten nur noch etwa 23 000 Juden in Deutschland, die meisten im Westen. Die meisten Juden der DDR verließen das Land vor dem Mauerbau, unter anderem deswegen, weil der Spätstalinismus in ihnen Spione für den „US-Imperialismus“ sah.

Nach dem Ende des Ost-West-Konflikts wanderten viele Juden aus der UdSSR nach Deutschland ein. Heute leben wieder rund 95 000 Juden in Deutschland. Die Judenfeindlichkeit nimmt laut einem Lagebild des Verfassungsschutzes vom August zu und ist besonders unter Rechtsextremisten vertreten. Die Zahl der antisemitischen Gewalttaten hat sich zwischen 2017 und 2019 nahezu verdoppelt.

„Jüdische Menschen waren Teil dieses Landes, und sie sind es heute wieder“, sagt Charlotte Knobloch, Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern. „Damit das so bleibt, bleibt noch viel zu tun. Aber: 1700 Jahre gemeinsame Tradition darf man feiern – ebenso wie die gemeinsame Gegenwart und Zukunft.“



Ein Zeichen für jüdisches Leben in der Stadt – die Kuppel der Synagoge an der Oranienburger Straße in Berlin.

Foto: Tilmann Baier

Wissen, woher man kommt

Der jüdische Religionslehrer Mark Krasnov über die Lebenswelt seiner Schüler

Jüdischer Religionsunterricht an einer staatlichen Schule ist eher die Ausnahme. Insgesamt gibt es dafür fünf jüdische Religionslehrer in Deutschland. Mark Krasnov ist einer von ihnen. Furcht gehört in seiner Schülerschaft zur elterlichen Erziehung.

VON ANDREA SEEGER

Wiesbaden. Mark Krasnov ist 1988 geboren. Als er drei Jahre alt war, zog er mit seinen Eltern, seinem vier Jahre älteren Bruder und der gesamten Familie um – von Odessa an der russischen Schwarzmeerküste nach Hannover. Heute lebt er in Wiesbaden. Er ist einer von fünf jüdischen Religionslehrern an einer staatlichen Schule in Deutschland, gibt Unterricht quer durch alle Altersstufen. „Ich biete All-inclusive-Unterricht“, sagt Krasnov und lacht, „jeder kann sich mit seinen unterschiedlichen Standpunkten, seinem jeweils eigenen Wissensstand einbringen.“

Jüdische Kinder erhalten Religionsunterricht sonst in Kursen der jüdischen Gemeinden, die die Verantwortlichen in ihren Räumen oder an einer Schule organisieren. In Wiesbaden kommen sie in der Diltheyschule zusammen. Hier unterrichtet Mark Krasnov nicht nur jüdische Religion, sondern auch Hebräisch, Latein und Spanisch.

„Der Religionsunterricht dient in besonderer Weise der Identitätsbildung“, erklärt Krasnov. Viele seiner

Schüler kämen aus säkularen Elternhäusern. „Wer in der ehemaligen Sowjetunion aufgewachsen ist, hat mit Religion wenig zu tun“, weiß der Pädagoge. Über den Wissenserwerb hinaus setzen sich die jungen Menschen damit auseinander, wo sie herkommen, wer sie sind.

In seinem Unterricht geht es um die Bibel und den Gottesdienst, die Feiertage, religiöse Traditionen, Ethik und Verantwortung in der Gesellschaft. Leicht hat es der Pädagoge dabei nicht. Die Kinder würden in einem Gefühl permanenter Furcht erzogen. „Die Eltern“, erklärt der jüdische Religionslehrer, „verbinden mit ihrem Judentum oft tief verwurzelte negative Erfahrungen.“ Sie schärften ihren Kinder ein, zu ver-

schweigen, dass sie den jüdischen Religionsunterricht besuchen. „Unter diesen Voraussetzungen identitätsstiftend wirken zu wollen, ist schon herausfordernd“, so Krasnov.

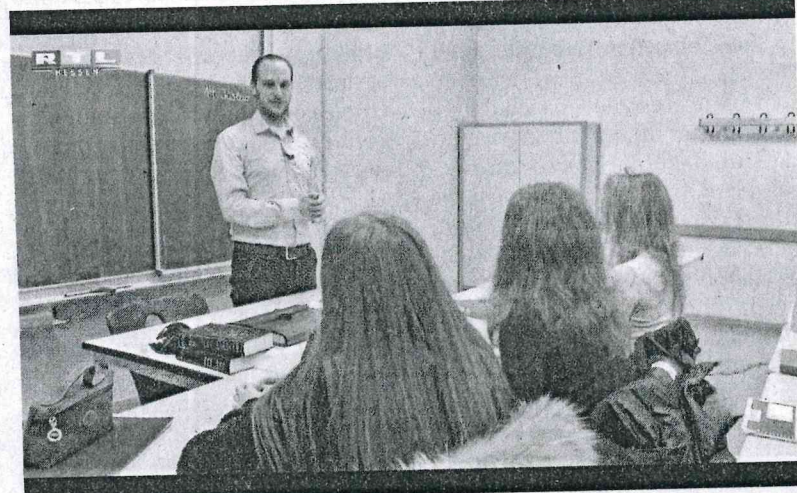
„Die Schüler leben in zwei Gesellschaften: der Mehrheitsgesellschaft und der jüdischen Mikrogemeinschaft, die aber in die Mehrheitsgesellschaft eingebettet ist“, erklärt der Lehrer. Es gelte, die Spielregeln der jeweils anderen kennenzulernen, nach denen die Gesellschaften funktionieren. Das würde umso schwieriger, „je russischer“ das Elternhaus sei. „Es gibt Schüler, die keinen einzigen deutschen Satz gerade herausbekommen“, bedauert Krasnov. Juden hätten sich immer angepasst in ihrer langen Geschichte, hätten immer die

Umgebungssprache gelernt. „Und wenn ich nach Israel schaue: Dort müssen alle Einwanderer selbstverständlich Hebräisch lernen.“

Wenn er auf 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland guckt, kann er sich dieses Land nicht ohne jüdische Parallelgesellschaft vorstellen. „Beides hat schon immer zusammengehört“, findet er. Es habe mal bessere, mal schlechtere, mal katastrophale Zeiten gegeben. Der Beitrag jüdischer Menschen für die Gesamtgesellschaft sei enorm. Besonders im 20. Jahrhundert habe der jüdische Teil der Bevölkerung danach gestrebt dazuzugehören. Deutlich würde das zum Beispiel an dem Einsatz jüdischer Soldaten im Ersten Weltkrieg. Doch dann hätten die Nazis die assimilierten, zum Teil sehr national gestimmten Juden daran erinnert, wer sie sind und wo sie herkommen.

„Egal, wie gut Migration funktioniert“, sagt Krasnov, „die Schüler müssen wissen, wo sie herkommen.“ Er wolle nicht, dass seine Schüler auf Stammtischniveau diskutieren, sie sollen Hintergründe kennen. Durch Wissen bekämen sie etwas in die Hand, mit dem sie argumentieren könnten.

Und eines ist auch klar für ihn: „Meine Schülerinnen und Schüler sind nicht automatisch Experten, weil sie Juden sind.“ Da heiße es oft von Lehrern: „Du bist doch Jude, erklär du das mal!“ Das werde schnell zu einer Überforderung.



Für Mark Krasnovs Unterricht interessiert sich auch das Fernsehen. Hier filmt RTL Hessen im Klassenzimmer in der Diltheyschule in Wiesbaden.

Foto: RTL Hessen/Screenshot; privat

Jüdische Werte als Vorbild



Hinterkopf eines Mannes mit Kippa in einer Synagoge in Köln.

Toleranz und Gemeinschaftssinn seien die prägenden jüdischen Werte des Mittelalters gewesen, betont der Judaist Werner Transier. Das Festjahr könne ein Anlass sein, sich darauf zu besinnen und so das auseinanderdriftende Europa wieder zu stärken.

Speyer. Der Judaist Werner Transier sieht das Festjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ als eine große Chance, den gesellschaftlichen Beitrag von Juden und anderen Minderheiten in Deutschland und Europa besser zu würdigen. Die Juden des Mittelalters seien gut vernetzt gewesen und hätten in europäischen Dimensionen gedacht, sagt der ehemalige Leiter der Sammlung Judaica des Historischen Museums der Pfalz in Speyer. Die geistige Offenheit des abendländischen aschkenasischen Judentums, die nationale, religiöse und kulturelle Grenzen überschritten habe, könne heute ein Vorbild für die Gesellschaften in Europa sein.

Die Besinnung auf jüdische Werte des Mittelalters, wie Toleranz und Gemeinschaftssinn, könne das auseinanderdriftende Europa stärken, sagt Transier, der als Experte für jüdische Geschichte und Münzkunde (Numismatik) gilt. Die Frage, wie die Gesellschaften heute mit ihren Minderheiten – Juden, Muslimen oder auch Sinti und Roma – umgingen, sei „ein Gradmesser der politischen und demokratischen Reife“, sagt der Wissenschaftler.

Über das Judentum zu informieren, sei angesichts des wachsenden Antijudaismus und Rassismus in Deutschland und anderen europäischen Ländern dringender denn je. Viel zu oft würden Juden in der öffentlichen Wahrnehmung auf eine „Opferrolle“ reduziert, kritisiert Transier. Für Deutschland sei es eine bleibende Aufgabe, das erstarkende jüdische Leben zu fördern und gegen Angriffe von Extremisten zu schützen.

Besonders junge Menschen müssten durch bessere Bildungsarbeit an den Schulen über die historischen Verdienste des Judentums in allen gesellschaftlichen Bereichen informiert werden, sagt der Historiker. Meist würden diese vor allem mit dem Judenmord der Nationalsozialisten konfrontiert, was auch zu Abwehrreaktionen führen könne.

Die Entwicklung des Schul- und Bildungswesens, der Medizin, der Wissenschaft, der Finanzwirtschaft sowie staatlich-politischer Strukturen habe das in der europäischen Diaspora lebende Judentum maßgeblich vorangebracht, sagt Transier. Die jüdische Minderheit sei im Laufe ihrer Geschichte immer wieder bedroht und verfolgt worden. Auch deshalb habe sie einen besonderen Zusammenhalt ausgebildet. Ein solcher Gemeinschaftssinn wäre heute in Europa angesichts zahlreicher ökologischer, wirtschaftlicher und politischer Herausforderungen nötig, sagt Transier.

epd

Jüdisches Leben in Deutschland

Das jüdische Leben in Deutschland findet unter dem gemeinsamen Dach des Zentralrates der Juden in Deutschland statt, der auch die politischen und gesellschaftlichen Interessen der jüdischen Gemeinschaft nach außen vertritt. Der Zentralrat wurde am 19. Juli 1950 in Frankfurt am Main gegründet. Unter seinem Dach vereinigt sind 23 Landesverbände und 105 jüdische Gemeinden mit rund 97 791 Mitgliedern (laut Internetseite des Zentralrates). Der Zentralrat ist für die Politik auf Bundes- und Länderebene Ansprechpartner für alle Themen, die die jüdische Gemeinde betreffen. Zudem nimmt er in Wissenschaft, Kultur und Bildung eine beratende Funktion ein und unterstützt die Arbeit der Landesverbände und Gemeinden. Darüber hinaus ist er eng mit der jüdischen Gemeinschaft in Europa und der Welt verbunden. Der Präsident des Zentralrates, Josef Schuster, hob vor Kurzem hervor, dass jüdische Gotteshäuser weiter auf Polizeischutz angewiesen seien, dass der zunehmend gewaltbereite Antisemitismus der Gemeinschaft zu schaffen mache und dass die jüdischen Gemeinden auch ansonsten vor vielfältigen Herausforderungen stünden. Dennoch habe sich das jüdische Leben im Land wieder etabliert. mrr

Höhepunkt des Festjahres soll das Laubhüttenfest werden

Seit 1700 Jahren leben nachweislich Juden in Deutschland. Das wird 2021 mit einem bundesweiten Festjahr gefeiert. Rund 1000 Veranstaltungen präsentieren jüdisches Leben als Bestandteil der deutschen Kultur heute.

Köln. „Schalomchen Köln“: Mit dieser Aufschrift und einem blauen Davidstern grüßt die Straßenbahn, die durch die Domstadt am Rhein rattert. Sie weist auf ein Festjahr hin, das jüdisches Leben in Deutschland mit mehr als 1000 Veranstaltungen bundesweit sichtbar machen soll. Anlass ist das 1700. Jubiläum des ersten urkundlichen Nachweises jüdischen Lebens in Mitteleuropa. Am 11. Dezember 321 hatte der römische Kaiser Konstantin die Stadtoberen in Köln per Edikt angewiesen, Juden Bürgerrechte einzuräumen, unter anderem die Ausübung öffentlicher Ämter.

„Wenn wir auf diese 1700 Jahre zurückblicken, sehen wir, wie prägend jüdisches Leben für die deutsche Kultur war“, sagt Joachim Gerhardt, zweiter Vorsitzender des Vereins „321-2021: 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“, der das Jubiläumsjahr organisiert. „Das Festjahr soll die Wertschätzung dafür deutlich machen.“ An dem kulturellen Programm beteiligen sich bundesweit nicht nur Synagogen-Gemeinden, sondern auch Privatinitiativen, Kultureinrichtungen oder Schulen. Geplant sind unter anderem Ausstellungen, Konzerte, Theater- und Tanzaufführungen sowie Vorträge und Diskussionsveranstaltungen. Bund, Länder und Kommunen fördern das Programm mit insgesamt 25 Millionen Euro.

Den Auftakt des Jubiläumsjahres bildet am 21. Februar ein Festakt in Köln, bei dem Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier als Redner erwartet wird. Wegen der Pandemie findet die Veranstaltung ohne Publikum statt, wird aber in der ARD live übertragen. Dem Verein sei es bei der Organisation des Festjahres darum gegangen, Begegnungen zu ermöglichen, betont Gerhardt und hofft, dass dies trotz Corona in diesem Jahr wieder möglich wird. Ab Mai soll zum Beispiel ein „Bus der Begegnungen“ bundesweit Station in Innenstädten machen und dort unter anderem jüdische Speisen servieren. Für den Sommer ist ein großes Begegnungsfest in Köln geplant.

Einer der Höhepunkte des Jahres soll vom 20. bis 27. September das weltweit größte Laubhüttenfest werden. Zum „Sukkot XXL“ sind in ganz Deutschland Menschen eingeladen, Laubhütten zu bauen und dort Begegnungen zu ermöglichen. Die historische Perspektive nimmt unter anderem die Ausstellung „Menschen, Bilder, Orte – 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ ein, die im März in der Alten Synagoge – Haus jüdischer Kultur in Essen eröffnet werden soll. Anschließend wird die Schau in Münster, Köln, Wesel und Dortmund Station machen.

Das jüdische Themenjahr komme angesichts der Häufung antisemitischer Anschläge und Vorfälle zur rechten Zeit, meint Gerhardt. Die bisherige Resonanz habe die Erwartungen bei Weitem übertroffen. „Wir waren überrascht, wie viele Projektpartner trotz der widrigen Bedingungen durch die Corona-Krise Veranstaltungen angemeldet haben.“ Da es sich bei einem Großteil um kleinere Aktionen handele, gehen die Organisatoren davon aus, das Jubiläumsjahr größtenteils erfolgreich durchführen zu können.

Die beiden Vorsitzenden des Vereins, Matthias Schreiber und Joachim Gerhardt, sind evangelische Pfarrer. Das sei Zufall, sagt Gerhardt, findet es aber durchaus passend. Die Kirchen trügen eine besondere Verantwortung, weil Christen und Juden eng verbunden seien. Zudem hätten die Kirchen in der Vergangenheit oft genug versagt, wenn es darum gegangen sei, die Stimme für das Judentum zu erheben. „Darüber hinaus ist es nicht Aufgabe der Juden, dieses Jahr zu feiern, sondern es ist Aufgabe unserer ganzen Gesellschaft“, betont der Pfarrer.

Das Jubiläumsjahr strahle schon jetzt über Deutschland hinaus, sagt Joachim Gerhardt. In Israel und den USA sei es bereits auf positive Resonanz gestoßen. Und es gebe bereits Gedankenspiele, ein solches jüdisches Themenjahr in einigen Jahren einmal EU-weit zu organisieren. epd

● Weitere Informationen zum Themenjahr „Jüdisches Leben“ gibt es auf <https://2021jld.de/>.

Der erste Nachweis von Juden au

Immer wieder in ihrer Geschichte traf die Juden in Deutschland Hass und Gewalt. Ihre Geschichte ist aber keine reine Opfergeschichte. Juden brachten Deutschland und Europa wirtschaftlich und kulturell voran.

VON NILS SANDRISSER

Frankfurt. Die Juden in Köln dürften kaum begeistert gewesen sein. Im Jahr 321 verfügte der römische Kaiser Konstantin, dass sie fortan von städtischen Verwaltungsämtern nicht mehr befreit sein sollten. Mit diesen Ämtern verbunden war die Pflicht, dem Kaiser als Gott zu opfern – für fromme Juden war das verbotener Götzendienst.

Die Urkunde ist nicht nur der erste Nachweis von Juden in Deutschland, sondern auch außerhalb des Mittelmeerraums. Sie spricht dafür, dass Juden zu diesem Zeitpunkt schon eine gewisse Bedeutung für das öffentliche Leben hatten. „Es muss Juden gegeben haben, die so angesehen und finanzkräftig waren, um diese Ämter auszufüllen“, erklärt die Frankfurter Judaistin Elisabeth Hollender. Andernfalls hätte das Edikt keinen Sinn ergeben. Denn für ein Amt im römischen Imperium bekam man kein Geld – im Gegenteil, so eine Tätigkeit war teuer. Ein zweites Edikt Konstantins zehn Jahre später milderte das erste ab, indem es einige Juden von Verwaltungsämtern wieder befreite.

Im Mittelalter waren die Aschkenasim, wie die Juden in Deutschland hießen, in Bischofs- und Reichsstädten gern gesehene Bewohner. Die Oberhirten



Abbildung: Wikimedia Commons CC0

Juden waren bei Königen gern gesehen. Hier der Sänger Süßkind von Trimberg (r.) auf einer Malerei aus der Manessischen Liederhandschrift um 1300.

Ein Lied in allen Dingen

Vom Schicksal des jüdischen Operntenors Joseph Schmidt

Joseph Schmidt war weltberühmt. Doch als die Nazis 1933 die Macht übernahmen, musste der Opernsänger, Schlagerstar und Filmheld fliehen. Der Journalist Stefan Sprang stieß zufällig auf Schmidts Geschichte und machte ein Buch daraus.

VON ANDREA SEEGER

Eigentlich war alles ein Zufall. Der Journalist Stefan Sprang zieht in eine Wohnung in Berlin-Neukölln und findet unter den Erbstücken der Vermieter unter anderem das Schallplattenalbum „Joseph Schmidt, seine größten Hits“. Sprang hört sich die Musik an und ist fasziniert. Im Cover findet er zudem einen Artikel mit der Lebensgeschichte des Tenors. Die Neugier des Journalisten ist geweckt.

Joseph Schmidt ist weltberühmt. Als Tenor macht er Karriere, er ist Opernsänger, Schlagerstar und Filmheld. „Der deutsche Caruso“ lautet der Spitzname des Crossoverstars. Er hat zahlreiche Liebschaften und Affären, die Frauen lieben ihn, und er liebt die Frauen. Da spielt es keine Rolle, dass er nur 1,54 Meter misst. Einer seiner größten Hits heißt „Heut' ist der schönste Tag in meinem Leben“. Im Berliner Ufa-Palast muss er oft Zugaben singen, immer wieder.

„Ein Liederabend mit Joseph Schmidt ist immer und überall auf der Welt eine Gala“, heißt es im Buch. „In seiner Loge hatte Goebbels ge-

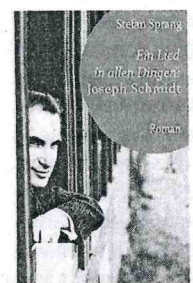
sessen, geklascht, und, so hatte es einer später Joseph gesteckt, mit einem Lächeln festgestellt: „Was so ein Zwerg doch alles anrichten kann.“ Im Roman zitiert der Autor den Propagandaminister Joseph Goebbels mit dem Satz: „Herkunft hin oder her, wenn es um die Sache geht, werde ich persönlich einen Weg finden, darauf mein Wort.“ Zum „Ehrenarier“ will der Nazi ihn machen. Es kommt anders.

Der nach einem weiteren Hit benannte Film „Ein Lied geht um die Welt“ mit Joseph Schmidt in der Hauptrolle hat am 9. Mai 1933 Uraufführung – einen Tag vor der Bücherverbrennung in Deutschland. Die Nazis haben die Macht übernommen. Schmidt flieht quer durch Europa – von Österreich über Belgien nach Frankreich und schließlich in die Schweiz. Das Leben ist nun voller Schmerz. „Aber auch das wäre leicht auszuhalten, wenn da nur eine Antwort wäre auf die Frage, die bohrt und nagt mehr als jedes Weh in den Knochen und Muskeln: Warum?“

Es zieht sich als Grundierung durch den Roman: Wie ein umjubelter Sänger zu einem verzweiferten Flüchtling wird. Sprang schildert diese Entwicklung anschaulich, manchmal etwas blumig und ausufernd. In der Schweiz landet der Sänger als Illegaler in einem Internierungslager und lebt dort unter menschenunwürdigen Umständen. „Aber weil ein fester Wind ging und sie keine Zeit hatten, sich für den Ap-

pell im Hof noch ein wärmendes Kleidungsstück mehr überzuziehen, hatten die Männer gezittert und geschlottert. Hier wie dort hatte man in den Reihen die Knochen aneinanderschlagen hören. Wer als Gerippe nach Girenbad gekommen war, wie hätte der vom Löffel Kohlpampe und den drei verkeimten Kartoffeln Fett ansetzen können.“

Grundlage für Sprangs Roman waren eine Biografie von Alfred A. Fassbind über den Künstler sowie umfangreiches Material aus dem Zürcher Zeitungsarchiv. Das Buch geht über die nüchterne Dokumentation weit hinaus: Es beschreibt lebendig und bildhaft das Berlin der 1920er-Jahre bis zu Schmidts Zeit im Schweizer Auffanglager und auch die Pension, in der er 1942 stirbt. Der Autor fungiert als Erzähler, verwebt historische Fakten mit romanhaften emotionalen Passagen. Außerdem macht er den Leser vertraut mit zeitgenössischen Aufnahmetechniken bei Rundfunk und Film. In vielerlei Hinsicht ein lesenswertes Buch!



Stefan Sprang:
Ein Lied in allen Dingen: Joseph Schmidt.
Größenwahn Verlag 2019,
329 Seiten, 19,90 Euro.
ISBN 978-3957712387